

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

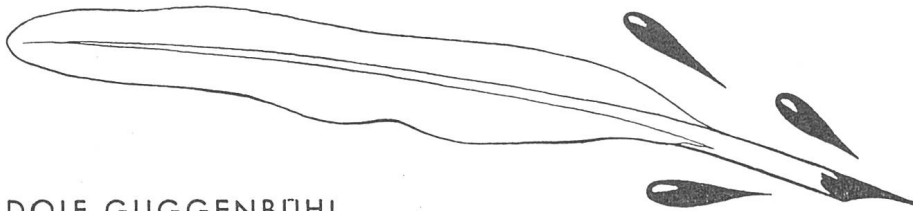
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Auch die schweizerische Kunst darf national sein

«Zum Glück ist es hier Sitte, daß man in Kunstsachen das «Schweizerische» weder erwartet noch häufig auf den Lippen führt. Weil aber Morgenthaler der französischen wie der deutschen Tradition fast haargenau abgewogen gleiche Anteile verdankt und beide so gut zu schlichten vermag, konnte er eine Kunst erreichen, in der wir uns gespiegelt sehen, und als «erkannt» bekennen. Das allerdings in einem feineren, höheren und strengerem Sinne, nicht konterfeiend, sondern spirituell.»

NZZ vom 7. Dez. 1957, anlässlich des 70. Geburtstages von Ernst Morgenthaler

Warum soll es ein Glück sein, daß man in Kunstsachen das Schweizerische nur selten erwähnt? Ist es nicht vielmehr ein Unglück, Ausdruck eines nationalen Minderwertigkeitsgefühls?

Warum anerkennt man das Deutsche und Französische, das Schweizerische aber nicht?

Warum nimmt man den Standpunkt ein, das Schweizerische bestehe nur aus einer Vereinigung von Deutschem und Französischem?

Daß bei der Kunstbetrachtung der nationale Gesichtspunkt nur einer unter vielen sein kann, ist ja selbstverständlich, und daß es oft sehr schwierig ist, das typisch Schweizerische eines Malers mit Worten darzustellen, ist zweifellos richtig, aber ist das beim Deutschen und Französischen nicht auch der Fall?

Daß die schweizerische Eigenart eines Malers sich nicht so äußern muß, daß er das Mat-

terhorn oder einen Innerschwyzer Rauschbart darstellt, ist selbstverständlich. Morgenthaler ist ein schweizerischer Maler, nicht weil er hauptsächlich schweizerische Landschaften und schweizerische Menschen gemalt hat, oder weil er deutsch-französische Tradition kombiniert, sondern ganz einfach, weil er, wie die meisten echten Künstler, in seiner Heimat verwurzelt ist.

Weniger wäre mehr

«Seiner engeren Heimat bewahrte der Verstorbene zeitlebens seine Anhänglichkeit. Zürcher-Oberländerart gab sich kund in seinem offenen klaren Blick für Welt und Mensch, wie in der pflichtbewußten Art, das Leben zu meistern.»

(Aus einem Nachruf)

Diese in Nekrologen beliebte Charakterisierung hat den großen Vorteil, daß sie unter allen Umständen als passend empfunden wird. War der Verstorbene ein Berner, dann heißt es «Berner Art gab sich kund in seinem offenen klaren Blick für Welt und Mensch, wie in der pflichtbewußten Art das Leben zu meistern», war er Thurgauer, Basler, St. Galler, Solothurner, so passen die Sätze genau so gut. Jeder Landes- und jede Nation glaubt, das für sie charakteristische seien in der ganzen Welt anerkannte Tugenden.

In den Familien wird es allerdings nicht anders gehalten.

«Er ist ein typischer Meier, Müller, Weiss, Schwarz, Rot», sagt man, wenn ein Wickelkind

übermäßig laut brüllt, den Nuggi auf den Boden schleudert, oder sonst irgend eine Äußerung tut, die man mit etwas Phantasie als Ausdruck besonderer Durchsetzungskraft interpretieren kann. Dabei liegen wirklich keine Anhaltspunkte dafür vor, daß sich die in Frage stehenden Stämme der Familie Meier, Müller, Weiss, Schwarz, Rot durch außergewöhnliche Willensstärke ausgezeichnet hätten.

Es ist sicher an sich sehr zu begrüßen, wenn jemand nicht von Minderwertigkeitsgefühlen gequält wird und seine eigene Existenz grundsätzlich bejaht. Es ist deshalb auch durchaus sympathisch, wenn man stolz ist auf die Eigenart der Volksgruppe und der Familie, der man angehört. Das erfordert aber durchaus nicht, daß man den Angehörigen dieser Gemeinschaft überragende Qualitäten zuschreibt.

Mit Blindheit geschlagen

Es ist unvorstellbar, welchen Verblendungen die Völker immer wieder verfallen. Große Teile Europas und Nordafrikas, die heute unfruchtbare Karstlandschaften oder Wüsten sind, gehörten einst zu den fruchtbarsten Gegenden der Welt. Der Raubbau aber, den man mit den Wäldern trieb, hat das Klima und den Boden mit der Zeit radikal verschlechtert.

Auf kulturellem Gebiet läßt man oft ähnliche Verwüstungen geschehen. Ein trauriges Beispiel, das sich in unserem Lande zu unserer Zeit abwickelt, ist die Art und Weise, wie wir unsere Muttersprache zu Grunde gehen lassen.

Wenn ich Muttersprache sage, meine ich natürlich die Mundart. Sie ist ja die Sprache, deren wir uns von morgens bis abends bedienen, in den meisten Fällen hundertmal mehr, ja tausendmal mehr als des Hochdeutschen.

Gewiß ist auch die Pflege des Hochdeutschen wichtig, vor allem weil wir in dieser Sprache lesen und schreiben, aber Hauptgegenstand jeder Spracherziehung muß selbstverständlich jene Sprache sein, die man im täglichen mündlichen Verkehr gebraucht.

Aus diesem Grund steht überall auf der Welt die gesprochene Sprache im Mittelpunkt aller Bildungsbestrebungen, denn man weiß, daß sie von allen Kulturgütern die wichtigste ist.

Auch in jenen Gegenden von Deutschland,

Frankreich, Italien oder England, wo Umgangssprache und Hochsprache mehr oder weniger gleich sind, werden unendlich viel Übungen gemacht, um den Wortschatz zu erweitern, die Grammatik zu beherrschen und eine richtige Aussprache zu vermitteln.

Bei uns aber wird in dieser Beziehung fast nichts getan. Die Bestrebungen des Bundes für Schwyzertütsch begegnen immer noch, wie zur Zeit seiner Gründung, bald einer offenen, bald einer versteckten Ablehnung, vor allem einer unvorstellbaren Gleichgültigkeit.

Unsere Gymnasiasten haben täglich eine Stunde Latein und zum Erlernen der modernen Fremdsprachen werden die allergrößten Anstrengungen gemacht. Noch mehr Mühe gibt man sich, um die heranwachsende Generation mit dem Hochdeutschen vertraut zu machen. Von einer Pflege unserer eigentlichen Sprache ist aber kaum die Rede.

Nicht nur die Schule, auch das Elternhaus versagt in dieser Beziehung. Nur wenige Eltern bemühen sich, ihren Kindern einen gepflegten Dialekt zu vermitteln, die meisten lassen auch die ärgsten sprachlichen Fehler unbesehen durchgehen. Das Ergebnis ist, daß unsere Muttersprache immer mehr zerfällt.

Wie läßt sich diese geradezu verrückte Einstellung erklären? Sicher nicht damit, daß die Zürcher, Berner, Basler im Grunde ihres Herzens ihre Sprache nicht lieben und sie deshalb aufgeben wollen. Wenn man eine Publikumsenquête über die Frage, ob die Schweizerdialekte durch das Hochdeutsche ersetzt werden sollten, durchführen würde, so würde das Ergebnis eindeutig zu Gunsten der Mundart ausfallen.

Will man aber eine Sprache erhalten, dann muß man doch etwas für sie tun. Warum geschieht das nicht? Ich glaube diese Erscheinung ist, wie so viele Merkwürdigkeiten im schweizerischen kulturellen Leben, ein Ausfluß der Überfremdung. In allen unseren Nachbarländern bekämpft man die Dialekte – im Interesse der Sprache. Um alle Anstrengungen auf die Hochsprache konzentrieren zu können, hat man die Mundarten geopfert. Im Interesse der deutschen, französischen, englischen oder italienischen Sprache wollte man eine Zersplitterung verhüten. Hauptsächlich aus diesem Grunde ist gerade in jenen Schichten, denen die Kultur der Sprache am Herzen liegt, bei unseren Nachbarn der Gebrauch des Dialektes mehr oder weniger verpönt.

Unglücklicherweise haben nun bei uns jene Kreise, denen die Bildung anvertraut ist, diese Haltung, die für das Ausland richtig sein mag, irgendwie übernommen, ohne zu merken, daß bei uns die Verhältnisse ganz anders liegen. Wir Deutschschweizer wollen ja unsere schweizerdeutsche Muttersprache erhalten, und zwar entsprechend dem föderalistischen Aufbau unseres Staates, nicht als einheitliches Schweizerdeutsch, sondern in Form der verschiedenen lokalen Spielarten.

Wenn wir das aber wollen, sollten wir auch die Schlußfolgerungen aus dieser Haltung ziehen, das heißt unsere eigene Sprache pflegen.

Wir geben geradezu ungeheure Summen für die Erhaltung unserer Opernbühnen aus. So beschloß zum Beispiel der Gemeinderat von Zürich, der Theater AG. einen jährlichen Beitrag an das Defizit von 2,5 Millionen Franken auszurichten. Bei unserer Muttersprache stehen bestimmt unendlich viel größere kulturelle Werte im Spiel. Man will aber weder Geld noch Zeit opfern, um sie vor dem Untergang zu bewahren.

Die sprachliche Lage des Deutschschweizers ist viel tragischer, als wir es wahrhaben wollen. Die meisten von uns beherrschen – weil sie es nicht gelernt haben – ihre Muttersprache nur ungenügend. Wir werden infolgedessen immer mehr, nicht zu einem Volk von Stummen, aber doch zu einem Volk, das nicht mehr in der Lage ist, zu sagen, was es denkt und empfindet. Unsere sprachliche Unbeholfenheit ist auch ein Grund des schweizerischen Malaise.

Daß wir, wenn wir unsere Muttersprache mehr pflegen würden, auch zur besseren Beherrschung des Hochdeutschen kämen, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Abstimmungszettel sind keine Propagandaschriften

DIE Initiative gehört zu jenen typischen Einrichtungen der schweizerischen Demokratie, auf die wir mit Recht stolz sind. Sie ist aber vielleicht in einem Punkt reformbedürftig. Initiativen sollten unter einer Bezeichnung zur Abstimmung kommen müssen, die keinen pro-

pagandistischen Charakter tragen. Man könnte sich denken, daß der Wortlaut der Abstimmungsfrage durch eine neutrale Instanz festzulegen wäre.

Auf dem Stimmzettel betreffend der Kartell-Initiative, die anfangs des Jahres verworfen wurde, hieß es: «*Wollt ihr die Initiative gegen den Mißbrauch wirtschaftlicher Macht annehmen?*»

Eine solche Formulierung schafft beim Bürger Gefühle des Unbehagens. Niemand kann doch eigentlich erklären, er sei für den Mißbrauch wirtschaftlicher Macht.

So wie die Verhältnisse jetzt liegen, wäre es durchaus möglich, daß eines Tages ein Volksbegehren, das einen wirklichen oder vermeintlichen Übelstand bekämpfen will, unter der Bezeichnung gestartet wird: «*Initiative für das Gute und Wahre*», oder «*Initiative zur Bekämpfung des offensichtlich Bösen*». Es hat dann etwas Stoßendes, wenn der Stimmbürger seine Entscheidung gegen das Gute und Wahre oder für das offensichtlich Böse abgeben muß.

Nicht nur Taten, auch Worte

Es gibt noch andere Frühlingsboten als die Märzenglöckchen und die Veilchen. Zu ihnen gehören auch die im Vorfrühling erscheinenden Jahresberichte unserer Wirtschaftsunternehmen. Nun kann man von deren Geschäftsleitungen zwar nicht behaupten, sie seien immer brav und gut, auch wenn es niemand sieht, aber in einer Beziehung gleichen sie trotzdem den oft besungenen Veilchen. Auch sie ziehen es vor, im Verborgenen zu blühen.

Die Tätigkeit unserer großen Gesellschaften, deren Aktien an der Börse kotiert sind, ist nicht nur für die Aktionäre, sondern für die ganze Volkswirtschaft von Wichtigkeit. Die Jahresberichte aber zeichnen sich, abgesehen von einigen löblichen Ausnahmen, durch eine kaum zu überbietende Dürftigkeit und Langweiligkeit aus. Das ist nicht deshalb der Fall, weil sie viele Zahlen enthalten und Zahlen uninteressant sind. – Zahlen bilden im Gegenteil eine faszinierende Lektüre, wenn man sie zu lesen versteht. Die Gewinn- und Verlustrechnun-

gen und die Abschlußbilanzen sind aber meistens deshalb nichtssagend, weil sie öfters mehr darauf ausgehen zu verschleiern, als zu informieren.

Mit dem Text steht es nicht viel besser. Fast überall wird längst Bekanntes wiedergekauft. Viele Jahresberichte gleichen sich deshalb zwar nicht wie ein Ei dem andern, aber doch wie ein Huhn dem andern. Der staunende Leser erfährt zum x-ten Mal die sensationelle Neuigkeit, daß das verflossene Jahr zwar noch befriedigend gewesen sei, daß aber offenbar die Konjunktur, wenigstens vorläufig, den Höhepunkt überschritten habe. Auch die Preise der wichtigsten Rohstoffe seien teilweise nicht unbeträchtlich gefallen. Die weniger erfreulichen Aussichten im Zusammenhang mit einer Versteifung des Kapitalmarktes habe dazu geführt, daß die Börsenkurse beträchtliche Rückschläge erlitten hätten. Auch die politische Lage sei sehr gespannt, und der Kalte Krieg habe sich wenn möglich noch verschärft usw.

Das aber, was man wissen müßte, welche besonderen Erfolge und welche besonderen Mißerfolge die betreffende Firma im Berichtsjahr aufwies, welche konkreten Hoffnungen und Befürchtungen sie hat, davon ist nichts zu hören.

Der Jahresbericht ist eine einzigartige und billige Gelegenheit, Public relations zu treiben. Dieses Ziel erreicht man aber nur, wenn man aus der langweiligen Reserve, die jetzt üblich ist, herausgeht. Dadurch würde man nicht nur

der eigenen Firma, sondern überhaupt der freien Wirtschaft einen guten Dienst leisten. Das Publikum würde sich dann eher bewußt, daß auch das Geschick der größten Unternehmung von der Geschicklichkeit der Personen abhängt, die an der Spitze stehen.

Bad taste

MAN hat es ungern, wenn der eigene Name zum Gegenstand von Witzen und Wortspielen gemacht wird. Das tun gelegentlich Kinder, um Kameraden zu ärgern. Wird gar der Name eines Landes verballhornt, so wirkt das noch peinlicher.

Eine solche Taktlosigkeit hat sich die amerikanische Schlitz-Brauerei geleistet. Eine mißleitete Reklameabteilung konnte der Versuchung nicht widerstehen, aus Switzerland Schlitzerland zu machen, und diesen billigen Witz in ihrer Werbung zu verwenden.

Die Amerikaner würden es auch nicht lustig finden, wenn wir den Namen der USA auf diese Weise mißbrauchen würden.

Bezeichnenderweise tragen übrigens, wie in fast allen ausländischen Darstellungen des Schweizervolkes, die Männer Tiroler Kostüme und die Frauen Dirndlkleider.

